



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Weihnachtsbücher

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Weihnachtsbücher

1. Wilhelm Raabe und Heinrich Hansjakob



Die Weihnachtszeit hat von Alters her bewirkt, daß sich die Menschen darauf besinnen, was sie schon besitzen. Indem die Wünsche nach Neuem schweifen, tritt einem unwillkürlich vor Augen, was man schon fein nennt und im Grunde höher schätzen muß, als alles Neuzinkommende. Das gilt so gut wie für Hausrat und Schmuck, auch für Bücher; wir wissen, daß auch hier das gute Alte immer neu bleibt, da das Bleibende und dauernd Wirksame alle bloßen Neuigkeiten hinter sich läßt. Gerade jetzt, wo neben wenigem Guten und Tüchtigen so viel rasch Vergängliches und vollkommen Nichtiges auf den Markt gebracht wird, ist es ein erquickliches Gefühl, sich zu vergegenwärtigen, daß daneben der ganze Schatz der poetischen Leistungen, die nicht erst von heute und nur für morgen sind, ungemindert vorhanden ist.

Die letzten Monate haben neue Ausgaben und neue Bücher zweier Erzähler gebracht, die beide, vor vielen, verdienen, daß der Blick der Empfänglichen wieder einmal auf sie zurückgelenkt wird. So grundverschieden, ja gegensätzlich Wilhelm Raabe und Heinrich Hansjakob sind, gemeinsam ist ihnen die Freude an dem Reichtum verborgnen, nur dem tiefer dringenden Blick erkennbaren Lebens, gemeinsam ein frischer Hauch von Gesundheit, gemeinsam die Pietät für Zustände und Überlieferungen, mit denen der „Fortschritt“ gern längst ausgeräumt hätte, gemeinsam auch die Lust, vergangne Zeiten und Schicksale mit der gleichen Wärme zu beleben wie die frischeste Gegenwart, gemeinsam endlich ein freilich dem Grade nach sehr verschiedener, doch der gleichen Wurzel entsprossener Mangel ihrer Darstellungskunst. Der äußere Anlaß, eine vergleichende Charakteristik beider Erzähler zu geben, liegt in der Vollendung der neuen Ausgabe von Wilhelm Raabes „Gesammelten Erzählungen“*) und in dem Erscheinen einer kleinern Reihe Hansjakobscher Schriften;***) der innere, wichtigere in der beständigen Zunahme des unpoetisch Präventiosen, Überreizten, des unnatürlich Gemachten in unsrer Litteratur, einer Zunahme, die in gewissen Kreisen die mißmutige Vorstellung erzeugt, daß es gar nicht mehr der Mühe lohne, sich überhaupt noch unter den Erzeugnissen der jüngsten Zeit umzusehen. So schlimm steht es aber doch noch nicht, und zum Beweis sei heute an die beiden Erzähler erinnert, auf sie zurückgewiesen, wenn man so will, obgleich beide leben und hoffentlich noch manches Jahrzehnt leben werden. Von einer Litteratur, in der man immer nur von den „Ereignissen“ des letzten Halbjahrs sprechen dürfte,

*) Gesammelte Erzählungen. Von Wilhelm Raabe. Drei Bände. Berlin, 1896—1897, Otto Janke.

***) Wilde Kirichen. Von Heinrich Hansjakob. Heidelberg, G. Weis, 1893. — Schneeballen. Erste bis dritte Folge. Heidelberg, G. Weis, 1894, 1895. — Bauernblut. Heidelberg, G. Weis, 1896. — Der Leutnant von Hasle. Heidelberg, G. Weis, 1896.

schwiege man besser ganz. Ein Ereignis ist uns der Neudruck von W. Raabes kleinern Erzählungen eben auch, Ereignis, trotz Sudermanns „Morituri,“ Julius Wolffs „Affalida“ und Fritz Mauthners widriger „Bunter Reihe.“ Die drei Bände Novellen sind zu verschiedenen Zeiten entstanden und veröffentlicht worden, an ihrer Hand läßt sich drei Jahrzehnte hindurch die Entwicklung Raabes verfolgen. Zur Charakteristik dieses eigentümlichen, fruchtbaren, so durch und durch deutschen Erzählers macht man es sich jetzt schon mit Gemeinplätzen bequem, während man der Aufgabe, den Kern seiner Natur und die wunderlichen Widersprüche in seinem Schaffen zu erhellen, noch um keinen Schritt näher gekommen ist. Wie eine geschlossene Welt steigt das deutsche Leben und Wesen mit allem Zauber seiner Innerlichkeit und seiner wackern Herzen aus diesen Erfindungen hervor. Auch wo Raabe den Heimatboden verläßt und sich in fremder Welt bewegt, verleugnen sich des Dichters ganz deutsche Phantasie und ganz deutsches Empfinden keinen Augenblick. Was sich als Entwicklungsgesetz in Raabes größern Dichtungen offenbart: der Drang, einer poetischen Grundstimmung gerecht zu werden, diese Grundstimmung in der Fülle der lebendigen Erscheinungen, auch in den krausen und wirren Zügen der Lebenswidersprüche zum Ausdruck zu bringen, das kehrt auch in der bunten Reihe der kleinern Erzählungen wieder. Und wenn es bei Raabes größern Kompositionen darauf ankommt, ob sich alle Elemente einer Erzählung der allezeit echt dichterischen Grundstimmung leicht einfügen oder einzelne sich im Verlauf als zu spröde erweisen, wenn sich darnach der mehr oder minder glückliche Gesamteindruck des größern Werkes bestimmt (man vergleiche zu diesem Zwecke den „Hungerpastor“ und „Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mondgebirge“!), so ist es bei den kleinern Erzählungen des Dichters nicht viel anders.

Man kann in der Gesamtentwicklung Wilhelm Raabes deutlich vier Perioden unterscheiden: eine erste, in der der Dichter noch mit der Fülle seiner Gefichte und dem Glück und Leid des Lebens gleichsam spielt („Die Chronik der Sperlingsgasse,“ „Die Kinder von Finkenrode,“ „Unsers Herrgotts Kanzlei“ und verwandte Dichtungen); eine zweite, in der er, pessimistisch gestimmt, die ungeheuern Widersprüche des Menschheits- und des Menschendaseins erkannt hat und den sie durchziehenden dämonischen Mächten der Sünde, des Irrtums, des Todes, der Lüge und der Selbstsucht die unbefiegbare Macht warmer Liebe, unbestechlicher Schätzung der wahren Lebensgüter und kräftiger, vollbewußter Resignation entgegensetzt („Der Hungerpastor,“ „Der Schüdderump,“ „Abu Telfan“); eine dritte, in der sich seine Lebensanschauung und seine Stoffe in ungewöhnlich glücklicher Weise decken, der inzwischen sicher gewordne und dem Pessimismus entwachsene Humor seine goldensten Lichter über die Gebilde des Dichters ergießt („Horacker,“ „Wunnigel,“ „Alte Nester,“ „Der Dräumling,“ „Das Horn von Wanza“); eine vierte endlich, in der ihn seine Neigung zum Abnormen, zu rätselvollen Gestalten und traumhaften Schicksalen von der freien Bahn klarer, überzeugungskräftiger Darstellung hart an die Grenze manieristischer Wildwege gedrängt hat. Alle Eigentümlichkeiten dieser Perioden finden sich auch in der Sammlung seiner Erzählungen wieder, wenigstens die der drei ersten; einige dieser Phantasiestücke lassen auch erkennen, warum die letzte Entwicklung eingetreten ist. Es ist nur natürlich, daß der Blick eines Dichters wie Raabe, der so tief in die Seelen, in das Innere der Dinge dringt, auch mit besonderm Wohlgefallen auf den heitern und komischen Außenseiten weilt. Einige der Novellen wie „Keltische Knochen“ oder „Die Gänse von Bügow“ schwingen sich zu glänzenden und fröhlichen Capriccios auf. Die Brücke von diesen Geschichten zu den tieftragischen „Der Junker von Denow,“ „Die

schwarze Galeere," „Gedelöcke," „Sankt Thomas," „Des Reiches Krone" (eines der stärksten Zeugnisse dafür, daß in dem Erzähler in Wahrheit ein ganzer Dichter steckt, einer von denen, die scheinbar nur zufällig nicht zur rein poetischen Form der gebundenen Rede durchgedrungen sind) bildet eine Gruppe von Erzählungen wie „Das letzte Recht," „Der Marsch nach Hause" und „Die Innerste," von andern kleinern zu schweigen. Die Lichter, die wechselnd die komischen und die tragischen Erfindungen Raabes durchleuchten, spielen in den letztgenannten Erzählungen so charakteristisch ineinander, die Weltanschauung, die diesen bunten Phantasiestücken zu Grunde liegt, tritt mit so sieghafter Deutlichkeit zu Tage, daß gerade diese Erzählungen das Verständnis der eigentümlichen Dichternatur erschließen können.

Es ist in diesen Blättern vor kurzem darauf aufmerksam gemacht worden, daß Raabe, wie wenige Dichter, allen deutschen Stammes eigentümlichkeiten gerecht werden könne. Er zeichnet die Frau Fortunata Madlenerin, die brave Wirtin zur Taube in Alberschwende im Bregenzerwald nicht weniger gut als den Müller Christian Bodenhausen an der Innerste im Hannoverschen. Dennoch ist Raabe nach Blut, Seelenleben, Bildungsrichtung und Einfluß der Überlieferung ein Norddeutscher; aber der Umstand, daß er dem Grenzgebiete Norddeutschlands und Mitteldeutschlands entstammt, verleiht ihm die Fähigkeit, das Wesen der südlicher wohnenden Stammesnachbarn zu verstehen. Eine Reihe seiner größern Geschichten, wie der nun gesammelten kleinern Erzählungen, spielt auf dem Boden zwischen Elbe und Weser, nord- und südwärts vom Harz, und die Art gerade der Deutschen dieses Landstrichs ist dem Schriftsteller am vertrautesten. Über Thüringen hinaus in den Süden oder in den Norden Mecklenburgs (wie in den „Gänsen von Bügow") und Holsteins (wie im „Deutschen Mondschein") unternimmt seine Phantasie nur gelegentlich Streifzüge, die aber hin und wieder auch über Deutschland hinaus, bis zum Schloß von Pavaosa auf Sankt Thomas im Guineameer und bis zur norwegischen Feste Friedrichshall ausgedehnt werden. Den eigentlichen Heimatboden des Dichters aber erkennen wir in den Erzählungen „Die alte Universität," „Aus dem Lebenslauf des Schulmeisterleins Michael Haas," „Hollunderblüte," „Else von der Tanne," „Im Siegeskranze," „Die Hämelschen Kinder," „Die Innerste"; es ist derselbe Boden, auf dem auch die prächtigsten Gestalten der größern Werke aus Raabes bester, dritter Periode („Horacker," „Wunnigel," „Das Horn von Wanza") erwachsen sind. Der Dichter steht überall der Natur nahe und erlauscht zu Zeiten ihren geheimsten Herzschlag und die Schauer, die von ihr aus in die Menschenseele übergehen und da Schicksal werden. Dabei kennt er durchaus nicht den Gegensatz, den, wie wir sehen werden, ein Erzähler wie Hansjakob zwischen der frischen Unmittelbarkeit des Lebens und jeder Erhebung über die kleinbürgerlich bäuerlichen Lebenskreise ohne weiteres erblickt. Ein emeritirter Pfarrer oder Schulmonarch, ein Universitätsprofessor oder Magister kann ihm ebensowohl der völlig natürliche Held einer Erzählung werden, wie ein Bauer, Müller oder Jäger, ein Offizier so gut wie ein Korporal oder Gemeiner. Hierin liegt bei aller Vorliebe Raabes für das Enge, für Beschränkung und Zurückgezogenheit, bei entschiedner Neigung zum Idyll doch unzweifelhaft ein Zug zur Größe; die Breite und Mannichfaltigkeit der Welt überwältigt ihn nie, aber sie schreckt ihn auch nicht ab, gehört gelegentlich eben auch zur Welt in seinem Sinne. Wenn Ad. Stern in seiner „Deutschen Nationallitteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart" ausdrücklich hervorhebt: „Die poetische Grundstimmung unsers Schriftstellers erträgt jede Art von Philisterium und gutmütiger Beschränktheit, von menschlicher Hilfsbedürftigkeit und von Irrtum, jede Art von Laune und Ab-

sonderlichkeit, sie gewinnt gescheiterten Existenzen und verkümmerten Naturen noch etwas liebenswertes, einen hellen Schimmer und Nachglanz ab, aber sie weigert sich in der eiteln Selbstbespiegelung, im Erhabenheitsdünkel und der egoistisch brutalen Lebensanschauung der Gegenwart irgend welche Poesie zu sehen" — so kann damit nicht gemeint sein, daß sich Raabes Blick und Herzensvorliebe auf eine schöne Philisterei beschränke. Im Gegenteil, sonniger, überquellender, herzugewinnender hat kaum ein anderer Dichter Lebenshoffnung, Thatenlust und Frohgefühl der ungebrochenen Jugend dargestellt, als gerade Wilhelm Raabe. Und nie ist seine Teilnahme voller, wärmer und von seligerem Schimmer umhaucht, als wenn wider Weltlauf und Gewohnheit die jubelnde Fahrt ins Weite einmal rasch zu glücklichem Ziele gelangt. Aber unser Erzähler weiß auch, daß die Dichtung dem Leben nur gerecht wird, wenn sie sich nicht auf die wenigen hell-schimmernden Existenzen einschränkt, und daß die dem Menschen auferlegten Gesetze nur ertragen werden können mit Hilfe der selbstvergeßenen, ureigenen Liebe, die in „Des Reiches Krone“ die schöne Mechtild zu dem verlorenen Geliebten in die grauenhafte Welt-abgeschiedenheit der Leprosen, der Sonderstiechen, treibt. „Die Erde ist für uns beide untergegangen, aber wir beide, du und ich, sind doch gerettet.“ Es ist nicht der kleinste Vorzug Raabes, daß bei ihm Entschlüsse, Empfindungen und Mitleidsthaten mitten zwischen andern Lebensbildern erscheinen, die, wenn sie in einer russischen Erzählung Tolstois auftauchen, mit großem Hallo als neue erlösende Offenbarungen verkündet werden.

Die Erzählungen lassen ebenso den dauernden Zug in der Entwicklung unseres Dichters, als die spielenden Abweichungen von diesem Zuge deutlich wahrnehmen, sie bringen vielleicht Einzelheiten dieser Entwicklung nicht zur Anschauung, aber sie lassen uns hinreichend tief in die Innerlichkeit und die künstlerischen Antriebe Raabes hineinschauen. Der naheliegende Vergleich Raabes mit einem englischen Schriftsteller wie Sterne, der sich gleich ihm nie in gebundner Rede bewegte, aber doch seinem Wesen nach nicht bloß schöner Geist, sondern echter Dichter war, scheint angesichts der Erzählungen ferner zu liegen, als bei Betrachtung der größern Werke Raabes. Dennoch lehren die Vorzüge, die Goethe an Sterne gerühmt hat, namentlich die Eigenheiten, die „irrtümlich nach außen, wahrhaft nach innen und, recht betrachtet, psychologisch höchst wichtig sind,“ der Verstand, die Vernunft und das Wohlwollen, die auch aus dem allerwunderlichsten noch hervorblicken, uns anziehen und fesseln, „den Menschen nach einer gewissen Seite hintreiben und in einem folgerechten Gleise erhalten,“ auch in den kleinen Erzählungen Raabes wieder, obwohl die Phantasie des Dichters in der Folge dieser Erzählungen eine viel größere Breite der Welt umspannt und sich erst später zu der Sterneschen Beschränkung auf das Gebiet der Gegenwart, des unmittelbaren Erlebnisses bequemt hat.

Die Elemente der Gemeinsamkeit zwischen diesem Dichter, der seine Wurzeln tief in den Volksboden streckt, und einem volkstümlichen Erzähler wie dem badischen Pfarrer Heinrich Hansjakob sind schon angedeutet worden. Bei näherer Prüfung treten die Gegensätze zwischen beiden noch schärfer heraus. Die norddeutsche Natur in Raabe ist durch die Art seiner Bildung und durch die bewegliche Empfänglichkeit seiner Phantasie, seiner überquellenden Teilnahme an allem Menschlichen vielfach überwunden; Hansjakob dagegen kann seine spezifisch süddeutsche Natur und seine Stammesabneigung gegen preußisches und überhaupt norddeutsches Wesen nirgends verleugnen. Während Raabe ganz Dichter und der Einseitigkeit politischer oder religiöser Tendenz abgeneigt ist, ist Hansjakob ein bewußter Tendenzschriftsteller, der seinen Zusammenhang mit der *Eccllesia militans*, seine

Streitfertigkeit in ihrem Interesse unbefangen zeigt. Wo Raabe mit klarem Blick die Grenzen der Bildung gegenüber den tiefern Quellen menschlichen Wertes und Glücks erkennt und mit überlegenem Humor oder leichtem Spott die Ausschreitungen und Anmaßungen der Bildung zurückweist, da bringt der katholische Pfarrer einen ehrlichen und herzlichen Bildungshaf mit. Hansjakob dürfte hierin weit eher mit seinem allemannischen Stammgenossen und protestantischen Gegenfüßler, dem großen Berner Erzähler Jeremias Gotthelf (Albert Bizius) verglichen werden, als mit Raabe. Und doch trifft der Vergleich wieder nicht zu, denn wenn Jeremias Gotthelf auch wie Hansjakob ein gewaltiger Kämpfer war, der die Donner der strafenden Kanzelrede in die Erzählung hineinrug, so übertraf er doch an unbewusstem Künstlersinn, an energischem Drang zum Plastisch-Anschaulichen, an gestaltender Kraft selbst unter Raabe; sein Bedürfnis künstlerischer Begrenzung und gleichmäßiger Ausgestaltung, sein episches Talent ist viel geringer als das des Norddeutschen, er wird von der Stoffüberfülle, die ihm zu Gebote steht, viel stärker überwältigt als der Verfasser des „Hungerpastors“ und des „Horns von Wanza.“ Den Hauch kräftiger, ja derber Gesundheit hat er mit dem Schweizer Erzähler gemein. Und in der hellen Freude an der unerschöpflichen Fülle des Lebens, namentlich des Lebens der guten alten Zeit, in dem Wohlgefallen an den hunderten von individuellen Gestalten, die vorzugsweise auf deutschem Boden gedeihen, begegnet er sich wieder mit Raabe.

Heinrich Hansjakob gehört zu der kleinen Gruppe katholischer Schriftsteller, die niemals nach den Vorbildern der von den Jesuiten gepflegten und gepriesenen Litteratur geschickt haben. Er ist von der Romantik und dem ekstatischen religiösen Schwung der spanischen Dichtung kaum je berührt worden. Ein so getreuer und wie gesagt streitfertiger Sohn und Diener seiner Kirche er ohne Frage ist, als Erzähler folgt er doch durchaus dem Antriebe seiner eignen Natur. Er ergreift durch die lebensvolle Wärme und die Unermülichkeit seines Anteils an den heimatischen Dingen und Menschen, er fesselt durch die unerschöpfliche Mannichfaltigkeit seiner Erinnerungen und Eindrücke. Der Wechsel oder vielmehr das Auf und Ab von poetisch gestalteter Erzählung, von autobiographischem und kulturhistorischem Vortrag ist bei Hansjakob auffälliger und unerquicklicher als bei Raabe. Der Schriftsteller, dessen lebendiger Anteil an der Wirklichkeit von keinem künstlerischen Bedürfnis zu festem Zusammenschluß gedrängt wird, geht mühelos von den autobiographischen Erzählungen in seinen Büchern „Aus meiner Jugendzeit,“ „Aus meiner Studienzeit“ (denen sich erst neuerdings wieder ein an vorzüglichen und bedeutenden Beobachtungen überreiches Buch „Aus kranken Tagen“ gesellt hat) zu den in seinen „Wilden Kirschen,“ „Schneeballen“ und „Bauernblut“ gesammelten Geschichten und Halbgeschichten über. Die Empfindung für die versteckte Poesie des Wirklichen ist überall lebendig, aber die Neigung, das Durcheinander von Überlieferungen, persönlichen Eindrücken und Beobachtungen zu wirksamer Gruppierung und Steigerung zu erheben, ist außerordentlich gering. Es mag sein, daß der Verfasser ein Grauen vor dem leblos Arrangirten akademischer Kunst empfindet, wie es einem Dichter, der seines lebensvollen innern Antriebes sicher ist, minder leicht anwandeln wird. Dennoch ist der Reichtum an echter Kraft in Hansjakobs Erzählungen außerordentlich. Namentlich die in den drei Folgen seiner „Schneeballen“ vereinigten Erzählungen fallen hier ins Gewicht. Sie sollen „Charakterköpfe aus der Landbevölkerung,“ mit der er seit seiner Knabenzeit und über seine Landpfarrertage hinweg innig vertraut gewesen ist, vor Augen stellen. Die Vor-

rede sagt es deutlich, warum Hansjakob seine Erzählungen „Schneeballen“ nennt. „Schnee giebt's auch an den Ufern des schwäbischen Meeres, und überall da wohnen auch meine Bauern und Landleute. Der Schneeball ist von allen Ballen und Ballons der am schnellsten und in der kürzesten Zeit gebildete und geformte. So auch der Bauer. Auf seine Bildung verwendet man am wenigsten Zeit, seine Schulkennnisse und seine praktische Ausbildung sind am schnellsten vollendet. Um einen Schneeball zu machen kostets wenig Studium, um ein Bauer zu werden ebenfalls. Auf dem Schnee fahren die Kulturmenschen Schlitten mit Galli und Gallo, und doch ginge ohne ihn dies Vergnügen nicht. Auf dem Bauer prügelt seit Jahrhunderten alles herum, und doch hätte alles Vergnügen bald ein Ende, wenn er nicht da wäre. Der Schnee schützt die Saaten, damit im Sommer alles Brot habe, und der Bauer schützt die Saaten(?) und verhütet, daß nicht alles revolutionär wird. Der Schnee kommt vom Himmel und kehrt mit den Dünsten der Erde wieder dahin zurück, und der rechte Bauer bewahrt vorab(?) den schönen Glauben, daß er vom Himmel komme und dahin zurückkehre. Und wie im Frühjahr der Schnee vergeht, einsam vergeht in den Thälern und Bergen und spurlos versinkt in die Erde, so vergeht des einfachen Landmanns Leben. Einsam und ungekannt von der Welt hat er gelebt auf seinem stillen Dorf oder seinem abgelegnen Berghof, und wenn er ins Grab sinkt, kümmert man sich in der Welt draußen so wenig darum, als um den geschmolznen Schnee. Unbeschrieben vergehen diese Schneeballen des Menschenlebens zu Hunderttausenden und Millionen. Und doch sind es vielfach Menschenseelen gewesen, origineller, poetischer, charakterfester, als die Gummis- und Woll- und Kautschukballen in der Kultur- und Modewelt.“

Genau so wie sich in diesen Sätzen der Vorrede zu seinen Erzählungen das poetische Bild und das publizistische Schlagwort begegnen, treffen in den drei Bänden der „Schneeballen“ die lebendigsten Erinnerungen und die polemischen Gelüste des Verfassers zusammen. Er meint selbst, es sei ein Vorzug der Schneeballen, daß man mit ihnen „zeitgemäße Würfe“ nach andern Leuten thun könne. Aber was zweckmäßig für den Agitator, den Kampftheologen scheint, ist es darum noch lange nicht für den erzählenden Schriftsteller, der Leben schildern und Stimmung wecken will. Immerhin muß man einräumen, daß die polemischen Teile der „Schneeballen“ einen rasch verschwindenden Eindruck hinterlassen, während der bleibende von den fesselnden Charakterköpfen und dem hundertfältigen bunten Leben des Buches ausgeht. Zwei Teile der „Schneeballen“ haben den Schwarzwald, Hansjakobs Heimatstädtchen Haslach in der ehemals fürstenbergischen Landschaft Hausen, die ehemaligen Reichsstädtchen Gengenbach und Zell, das Reichsthal von Harmersbach und das Einzigtal, der letzte Teil dagegen die Landschaft am Bodensee, mit dem badischen Dörichen Hagnau als Mittelpunkt, zum Schauplatz. Bezeichnend für Hansjakobs Weltanschauung ist es, daß er im Grunde bis heute die Entstehung des Großherzogtums Baden nicht überwunden hat und mit naivem Partikularismus nach den alten Herrlichkeiten und der krausen Landkarte weiland des heiligen römisch-deutschen Reichs fast sehnsüchtig zurückschaut. Mindestens hängt sein Herz an den Eigentümlichkeiten der Kleinern und Kleinsten Städte so gut wie an der unverwüßlichen Art der Landschaft. „Aus der Karfunkelstadt,“ „Der Gotthard auf dem Bühl,“ „Der Jakoble in der Grub“ und „Der Eselsbäck von Hasle“ sind lebensvolle Proben der aus skizzenhaften Erinnerungen und lebensvollen Bildern seltsam gemischten Darstellungsweise Hansjakobs. Auch die Erzählungen des dritten Teils, die Lebensbilder vom Bodensee, unter ihnen „Die zwei Fürsten,“ „Mein Sakristan,“ „Unser Dorfschneider,“ „Der Franzos,“ schließen sich an persönliche Erinnerungen

des Verfassers an und bergen eine Fülle von Volkserinnerungen und dem Volksmund abgelauchten Einzelheiten. Diese Aufnahme volkstümlicher Ueberlieferung ist nun so ohne allen Zweifel das Rechte und Lebengebende, daß ein Streit höchstens über die poetische Verwendung dieser Nährstoffe echter Volkserzählung obwalten kann. Hansjakob meint in der Vorrede zu den „Bauernblut“ betitelten Erzählungen, daß er beschuldigt werde, schlecht zu komponiren und allerlei untereinander zu erzählen, und setzt seinen Kritikern das Wort entgegen: „Haben denn diese Herren noch nie einen Mann vom Volk erzählen hören? Der nimmt, wenn ihm im Anschluß an das, was er erzählt, eine andre Person in den Sinn kommt, auch diese vor und erzählt zwischen hinein auch von ihr. Und paßt diese Art zu erzählen nicht gerade für Geschichten aus dem Volk? Werden diese nicht gerade dadurch echter und volkstümlicher?“ Damit ist die alte Streitfrage, ob die orthographischen Fehler der Alltagsrede mit zur Naturwahrheit gehören, wieder aufgeworfen, damit wird die klare Heraushebung des Wesentlichen und Charakteristischen aus der Masse des Zufälligen verworfen. Zum Glück ist die Praxis unsers Erzählers besser als seine Theorie, die sich für eine größere Erzählung, wie z. B. „Der Leutnant von Hasle,“ die Geschichte eines Haslachers aus dem dreißigjährigen Kriege, der von den Studien in stiller Klosterschule weg in das wilde Leben des großen Kriegs hineingerissen wird, als sehr hinderlich erwiesen haben möchte. Es ist deshalb überflüssig, daran zu erinnern, daß die Natur all ihre höhern Organisationen eben auch deutlich gliedert und ihnen immer bestimmtere Züge verleiht. Und sowohl die besten Erzählungen der „Schneeballen“ wie die besten im „Bauernblut“ weisen die Mängel des Mischstils auch nur in bescheidenem Maße auf. Der „Graf Magga“ ist eine echte Gestalt aus frühlicher alter Zeit, „Martin der Knecht“ und „Der Lorenz in den Buchen“ bringen das schlichte Pflichtgefühl und die tiefe Resignation, die im Bauernblut wirken, ergreifend zur Anschauung, die Geschichte „Der Sepple und der Jörgle,“ die das Schicksal zweier Hausknechte von Haslach erzählt, ist ein so echtes Stück volkstümlicher Tragik, wie nur eins gedacht werden kann. Die Lockerheit der Komposition, die gelegentlich den Ton des Erzählers zu dem eines bloßen Berichterstatters herabdrückt, tritt nur in einzelnen Erzählungen wie „Der Better Kaspar“ geradezu störend hervor. Die volle Kunstlosigkeit ist freilich ein Übel, aber die volle Natürlichkeit bleibt ein gewaltiger Vorzug, und wer wollte verkennen, daß Heinrich Hansjakob in seinen besten Geschichten diesem Ideal wenigstens nahe gekommen ist? So tritt auch dieser süddeutsche Erzähler mit dem berechtigten Anspruch auf, eine bleibende Stelle in unsrer Litteratur einzunehmen, und wenn es heute noch nicht möglich ist, diese Stelle mit solcher Sicherheit zu bestimmen, wie es bei Wilhelm Raabe der Fall ist, so sind wir doch gewiß, daß der Anspruch nicht hinfällig werden wird, und daß einstweilen auch gut protestantische Leser diesem katholischen Erzähler empfängliche Teilnahme widmen und sich am Besten seines Schaffens erquicken dürfen.

2. Schmitthenner und Rosegger

Ich ging einmal an einem Sonntagmorgen auf der Landstraße spazieren nach einer kleinen südwestdeutschen Stadt zu. Mir voraus war eine Frau gegangen in halb städtischer Tracht. Nun blieb sie stehen vor einem Hause bei einer Schar von Kindern, mit denen sie in einen heftigen Wortwechsel geriet. Den Sinn konnte ich noch nicht verstehen; aber ich sollte ja gleich näher kommen. Die Frau ging weiter. Unter jedem Arm trug sie ein lebendes Huhn. Ich kam an dem Haufen Kinder vorüber; sie grinsten mich an, warum, das wußte ich immer noch nicht. Endlich,

als ich die Frau einholte, sagte sie zu mir gewandt, als hätte ich zu den Personen ihres eben erlebten Dramas gehört: „Ei, was soll ich die Hinkel dann gestohlen haben, wann sie doch mein sind!“ Mit dem einen kurzen Satz war alles gegeben: Thatbestand, Beschuldigung, Erwiderung — und was nun noch folgte, daß, wer Hühner stehlen wolle, das doch nicht am lichten Tage thue, und warum sie sich gerade an einem Sonntagmorgen ihre Hühner geholt hätte, das brauchte ich nicht mehr zu wissen, und auch den Leser kanns nicht interessiren. Denn ich bin schon bei der Nuzanwendung meiner kleinen Fabel angelangt.

Ich wohne nämlich jetzt in einer der großen norddeutschen Städte, wo angeblich das beste Deutsch gesprochen wird. Wieviel Zeit und wieviel Worte hätte wohl einer der langsam denkenden und schwer redenden Menschen, die mich hier umgeben, gebraucht, um den einfachen Gedanken so hübsch und deutlich auf die Beine zu bringen, wie meine süddeutsche Bauersfrau? Es ist das reine Märchen, daß der Norddeutsche besonders redegewandt sei. Von allen unsern deutschen Stämmen haben die Leute des Südwestens am meisten Blut, am meisten Leben und Phantasie. Und es wäre doch seltsam, wenn davon nicht auch die Sprache ihr Teil abbekommen haben sollte. Aber davon vielleicht ein andermal. Heute wollte ich nur von einem schönen Buch erzählen, dessen Stoff nicht weit von dem Boden meines kleinen Erlebnisses gewachsen ist, und dessen wundervoller Erzählungsston mir eine so große Freude gemacht hat, wie lange nichts in dieser Art. Und diese Freude könnten doch, dünkte ich, auch andre teilen. Das Buch heißt: *Novellen von Adolf Schmitthener* (Leipzig, Grunow) und enthält außer einer großen Erzählung „Ein Michel Angelo“ noch sechs kleinere, sehr verschiedenartige Skizzen, alle, mit Ausnahme einer, ernst, zum Teil, wie „Der Ad'm“ (d. i. Adam), geradezu tief zu nennen. Der Verfasser scheint das Glück gehabt zu haben, seine Jugend an kleinen Orten zu verleben, wo man beobachten lernt. Wenn solche dann in große Städte kommen, wo das Theater mannichfaltiger wird, so wissen sie zu unterscheiden und sind als Erzähler den vielen, manchmal gefeierten Romanschreibern weit überlegen, die uns die Gattung schildern ohne viel persönlichen Inhalt, Durchschnitt, Höhern und Niedern, Kleiderstücke und Lumpen, was und wie es eben die großen Städte bevölkert. Hat man eine Anzahl solcher Romane hinter sich, so begiebt man sich mit wahrer Freude in die gemüthswarme Welt dieser Schmitthenerschen Erzählungen, in denen man den Pulsschlag unsers Volkes fühlt und vieles sieht und vernimmt (und alles ist doch nicht erdichtet!), was auf den großen Heerstraßen verschwunden und vom Verkehr zertreten scheint, und was uns Mut und Hoffnung machen kann für die Zukunft, wenn sich im großen Leben nicht alles so anläßt, wie man wünschen möchte. Alle diese kleinen Erzählungen bezeugen ein ungemein mannichfaltiges Talent. Keine ist auch nur eine Seite lang langweilig, eine geradezu spannend (Non eras sed hodie), aber wir halten sie darum doch nicht für die beste. Die sanften Züge der intimen Schilderung liegen für Schmittheners Begabung ganz besonders günstig.

Das Hauptstück der Sammlung, den „Michel Angelo,“ stehe ich nicht an ein Kunstwerk zu nennen. Es hat nichts mit den üblichen Künstlernovellen zu thun, sondern es ist ein anteilerweckendes Seelengemälde in den äußern Formen zuerst einer Dorfgeschichte und dann einer Künstlerlaufbahn, die unter bitterm Enttäuschungen und hart am Abgrunde des Lebens vorbei schließlich zu einem glücklichen Ende führt: der Verlobung mit der Professorstochter, die in sehr eigentümlicher Weise dem Irrenden die rechten Wege gewiesen hat. Großartig ist die Schilderung, wie er sein Kunstwerk fertig macht nach den Zügen eines andern Weibes, eines dämonischen,

das ihn lange umfassen gehalten hat, der Müllerstochter. Das ist sein böser Geist, der ihn zuerst abbringt von den friedlichen Wegen, auf denen sein Leben beginnt in dem kleinen, dorfsähnlichen Städtchen. Aber ohne das Treiben dieses Geistes wäre aus der Dorfgeschichte kein Roman großen Stils geworden. Es thut uns in der Seele weh, wie im ersten Teil das Idyll in Stücke geht. Aber es ging nicht anders. Unfre Kinderideale verwirklichen sich ja auch in der Regel nicht. Der Steinmetzlehrling, der die schönsten Grabsteine im Orte meißelte, konnte schließlich die Bürgermeisterstochter Luischen heiraten und selbst Bürgermeister werden. Aber was war dann weiter — für den Leser — zu gewinnen? Die dämonische Gertraud wirft diesem Parzival den Zweifel und die Unruhe in die Seele, und wem sie es einmal angethan hat, für den ist Luischen mit dem profitlichen Zug im Gesichte — die reine, ausgeschlüpfte Mutter, wenn sie einmal im Lädchen steht und Seife verkauft —, wohl eine ganz vortreffliche Person, aber nicht mehr die richtige Frau. Zur Sühne dafür muß sie später der umherirrende Kunstakademiker als glückliche Mutter zufällig erblicken, wo er selbst dem Untergange nahe ist — ein feiner und verständlicher Zug. Auch Gertraud konnte nicht seine Frau werden. Sie ist die personifizierte Sünde. Als er — auf dem Höhepunkte des Romans — an das aus einem nicht einmal bezahlten Marmorblock gehauene Werk, seine letzte Hoffnung, die vollendende Hand legen will, trifft er Gertraud. Wild und fast verwahrlost ist sie zu einem Volksvergönnen in die Residenz gekommen. Sie folgt nun dem einstigen Geliebten ins Atelier und giebt ihm den lebendigen Atem zu seiner „Braut von Korinth.“ Das ist die Schilderung, die ich erwähnte. Ich habe vielleicht alles gelesen, was es an Kunstschilderung und Beschreibung künstlerischer Vorgänge in der deutschen Litteratur giebt, bin insbesondere durch die entsprechenden Bestandteile unsrer Künstlernovellen abgebrüht und anspruchsvoll geworden. Dieses hier aber ist geradezu bedeutend. Man muß es lesen. Ich magß nicht durch Ausziehen verderben. Es ist wirklich sehr schön. Am wenigsten sympathisch wird manchem die dritte Frauengestalt, die schließlich Erwählte, Maria, die Professorstochter, sein. Wozan das liegt, kann ein aufmerksamer Leser bald finden. Aber der Schriftsteller brauchte eine Kraft, die das gestörte Gleichgewicht einrenken half, und um brauchbar zu sein, durfte sie nicht zu viel Wärme an sich ziehen. Dieser zweite Teil des Romans ist ernst und stellenweise sehr traurig. Der junge Künstler hat das Geschick seiner alten Mutter, einer armen Böglerin in einer kleinen Stadt, mit in seines gezogen. All ihr Hab und Gut ist verpfändet, und der größte Teil schon verkauft worden. Ihr steht das Armenhaus bevor, wenn nicht der Verkauf des Kunstwerks jetzt auf der Ausstellung alles rettet. Das hofft der Sohn, aber es sind nur Hoffnungen. Bis diese sich wirklich erfüllen, ist noch viel Bangigkeit durchzumachen. Das Verhältnis der Mutter zu dem Sohne giebt dem Dichter Anlaß, auch hier die zarten, lyrischen Töne anzuschlagen, die in dem ersten Teile vorherrschen, und über die er Meister ist. Die Schilderung ist köstlich, gemütswarm und verklärt durch den Schimmer der Poesie. So etwas liest man nicht oft. Es lebt vor unsern Augen und wird doch nicht zudringlich durch allzu realistische Beschreibung. Unfre Gedanken werden angeregt und spinnen dann weiter. Wie zart und inhaltreich ist die innere Betrachtung des Heimkehrenden, in die sich plötzlich die Erzählung verwandelt, unter äußern Eindrücken, die er auf seinem Wege hat: „Arme Mutter, dachte er dann. Was hast du von deinem Sohne? Was hat er dir bisher gethan? Er hat dich in Schulden und Sorgen, um Hab und Haus gebracht. Und was bringt er dir mit? Zwei Arme, die dich tragen und schieben? O nein! Schulden bringt er mit. Er kommt nicht, dir zu helfen, Mutter. Er

kommt, dir zu sagen: Gib mir alles, was du hast, bis auf den letzten Pfennig. — Wozu, Georg? — Ich muß einen Stein bezahlen. — Einen Stein, meinen Grabstein? — Ach nein, Mutter! — Was hast du denn zustande gebracht, all die lange Zeit her? — Ein Bildwerk, Mutter. — Was stellt es dar? — Zwei Heiden, Mutter, einen Jüngling und ein Mädchen. — Was schaffen die mit einander? Doch nichts unrechtes, Georg? — Ach nein, Mutter, hab keine Sorgen! — Für wen hast du das gemacht? — Für mich Mutter, für dich, für alle und für niemand. — Was soll ich denn damit machen? — Anschauen, Mutter! — Aber davon wird man nicht satt, und davon bezahlt man keine Zinsen. — Ich weiß es wohl. — Und der Stein ist noch nicht bezahlt? — Nein, Mutter! — Den soll ich dir bezahlen? — Wenn du so gut sein willst, Mutter!“ — Das ist echte, edelste, beste Volkssprache und eine wahre Erquickung nach dem gezierten und unsichern Schriftdeutsch unsrer modernen Erzähler. Schmitthenners Stärke liegt im Beobachten und Verstehen der Natur, ebensowohl der landschaftlichen mit allen Stimmungen, zu denen sie uns anregen kann, wie der menschlichen, innerlichen, der Stätte des Gemüts. Er ist als Dichter interessant genug, um ihn auf eine Haupteigenschaft hin ganz kurz zu analysiren. Unsre meisten Romanschriftsteller sind zeitgeschichtlich stark beeinflusst, viele kann man fast Tendenzschriftsteller nennen, und fast keiner kann sich mehr dem beherrschenden Einfluß der einzelnen sozialen Fragen entziehen. Wir werden gleich ein hervorragendes Beispiel in Roseggers neuester Erzählung zu besprechen haben. Also die Dichtung greift in dieser Form mit ins Rad der Zeit oder geht wenigstens hart hinter ihrem Wagen her. Schmitthenners Art ist ganz anders. Seine Beobachtung ist in ihren Einzelheiten gerade so scharf und richtig, wie die der Realisten, aber in der poetischen Zusammenfassung dieser Elemente zu bilden führt ihn seine Neigung in das der Zeitrechnung nicht unterworfen Reich dessen, „was sich nie und nirgends hat begeben,“ und was darum ewig ist. Näher mögen wir die Richtung idyllisch nennen, weil ihre Stimmung etwas ungemein friedliches, wohlthuendes und verfühliches hat. Solche Dichter als Begleiter brauchen wir um so nötiger, je unruhiger unser Leben wird. Schmitthemer kann, wenn er mit seiner bedeutenden Begabung auf dieser glücklichen Grundlage weiter zu bauen versteht, eine große und wichtige Aufgabe erfüllen helfen.

Roseggers Art ist im allgemeinen bekannt. Sie ist innerlich ebenso gesund und wurzelt ebenso im Volkstum, dessen Außerlichkeiten sie noch mehr und oft ganz unverarbeitet zeigt. Das Dialektische, auch wo es fehlerhaft ist, bestimmt den Ausdruck nicht nur der redenden Menschen, sondern auch der Erzählung. Das ist kein Vorzug, sondern eine Eigenschaft, mit der sich der Leser abzufinden hat. Dem Inhalte nach ist das Buch, das uns vorliegt, ein sozialer Roman, der Form nach eine Erzählung allereinfachster Art: „Aus den Schriften eines Waldpfarrers“ lautet der Nebentitel. Der Stadtkaplan ist von seinem Bischof verwarnt worden, weil er Sozialpolitik treibt, und wird, als ers dennoch nicht läßt, zur Strafe in ein ganz hochgelegenes steirisches Gebirgsdorf versetzt, wo es keine Bücher giebt und keine Leute, die sie lesen könnten. Seine Gedanken hat er nun in einem Tagebuch niedergelegt, das von 1875 bis 1889 datirt ist. Der Haupttitel heißt: Das ewige Licht (Leipzig, Staackmann). Gemeint ist damit außer dem übertragnen Sinne, von dem das Buch erfüllt ist, die Ampel in der Kirche und ein glühender Schein an einer hohen Gebirgsspitze kurz vor Abend, und diese verschiedenen Bedeutungen des Wortes werden sehr hübsch zu allerlei Betrachtung verwendet. Entwicklung im Sinne eines gewöhnlichen Romans kann das Buch nicht haben, denn der Pfarrer ist ja nicht verheiratet und bleibt bis an sein Lebensende oben im

Walddorf; man findet ihn zuletzt tot in den Bergen, wo er einige Tage zuvor, geistig gestört durch die Not der Zeit und sein Unvermögen, zu helfen, mit einer Laterne nach verlorenen Seelen suchend gesehen worden war.

Dafür aber entwickelt sich das Dorf um ihn her aus einfachen, bäuerlichen Zuständen zu einem Anziehungspunkt für Touristen, dann zum Luftkurort und endlich, mit Hilfe eines Ritters Isidor von Park aus Pest, zum Industrieort. Wirtshäuser, Postwagen, Eisenbahn, Streif, alles kommt zu seiner Zeit, wie es muß. Die Bauerleute, die früher glücklich waren in einfacher Naturalwirtschaft, haben nun Geld, werden ausgekauft, verarmen und wandern aus oder laufen in die Fabriken. Die Gemeinde besteht nicht mehr, fast alles Eigentum gehört dem einen Ritter Isidor, dessen Arbeiter die Bevölkerung des Orts bilden. Man kann sich denken, wie interessant das geschildert wird: allmählich wahrgenommen und aufgezeichnet von dem banger Beobachter, der zuletzt vor Bangigkeit nicht aus noch ein weiß. Darum kann auch der Schluß nicht gut und glücklich sein, so wenig für des Pfarrers Person, wie für sein Dorf, dessen beste Leute er in diesen fünfzehn Jahren auf den Kirchhof hat tragen helfen, der rings von den Schaufeln und Hämmern der Arbeiter und Bergleute umgeben ist. Wenn Kosegger dieser Geschichte einen guten Schluß geben wollte, so hätte er zuvor schon einen guten Teil der sozialen Fragen lösen müssen, und das konnte er natürlich ebensowenig, wie das „ewige Licht“ des Pfarrers hierin den armen Dorfleuten leuchten konnte. Darum kann der Haupteindruck, den wir aus diesem Buche gewinnen, nur traurig sein. Es fordert ernste Leser. Die werden aber reichen Gewinn finden. Nebenher gehen schöne Naturschilderungen, Menschenbeobachtung und ein sogar erheitender Humor, den man früher Jean Paulisch genannt hätte, aber er ist unendlich viel natürlicher. Der Dichter hat sich seine Gedanken über allerlei soziale Fragen gewissermaßen von der Seele geschrieben. Wie tief er über alles nachgedacht hat, zeigt jeder neue Abschnitt. Sein Held ist ein „sozialer Pastor.“ Kosegger kennt das Volk, er zeigt sich in diesem Buche auch als einen guten Beobachter wirtschaftlicher Verhältnisse, er weiß nicht bloß soviel, wie er für die Mache des Schriftstellers braucht, sondern er hat es aus eigener Erfahrung gelernt, und endlich — er gilt für einen Freund seines Volkes, dem die modernen Beglückter helfen wollen. Wir empfehlen darum das Buch recht angelegentlich den Herren von der neuen nationalsozialen Vereinigung, und da sie wahrscheinlich nicht soviel Zeit haben zum Romanlesen, wie wir, so erlauben wir uns einige Stellen, zum Teil frei umgeschrieben, herauszuheben.

(S. 301.) Der Schreiber vom Eisenwerk ist ein sehr liebenswürdiger und aufgeklärter Mann, geht viel mit unserm Schulmeister um. Er soll der Überzeugung sein, daß das Leben ohne Glaube und Gott weit „poetischer“ sei, als mit ihnen. Wisse der Mensch nur einmal, daß, was hier verfaumt wird, nimmer nachgeholt werden kann, so bestrebe er sich selber Gott zu sein und die Erde zum Himmel zu machen. (Ungefähr so sagens die Herren von der „Ethischen Gesellschaft“ ja wohl auch.) Der Schreiber will sein Dasein mit aller Kraft genießen und dann, satt geworden, sich willig ins ewige Nichts begeben. — Unserer ist auch kein Oiermensch, doch mit einem Leben, das, wenns hoch geht, auf siebzig oder achtzig langt, und das, wenns gut geht, eine Reihe von Leid und Kummer ist, würde man sich nicht begnügen. (So ein Leben wäre das An- und Ausziehen nicht wert, hat Bismarck mal sehr schön geschrieben.)* Wenn diese Herren ihre

*) Hat auch schon ein gewisser Egmont bei Goethe gesagt!

Ideale, die sich auf ein paar Jahre Leiblichkeit erstrecken, „hohe und erhabne“ nennen, gegenüber den religiösen, die in die ewigen Himmel emporfliehen, dann kann man sich denken, wie enge und niedrig es in ihren Herzen zugehen muß.

(S. 372.) Der Pfarrer hält eine christlich-soziale Versammlung, weil die neue Arbeitererschaft es so begehrt. Er beginnt mit dem Heiland. Jesus sei auch Sozialdemokrat gewesen, er habe es mit den Gerungen und Armen gehalten, aber nicht so, als wollte er sie reich und irdisch mächtig machen, vielmehr Seelenruhe und Zufriedenheit habe er ihnen bringen wollen. Sie lachen, und lachen so kalt und herzerreißend, laufen davon und bedrohen die, die sitzen bleiben wollen, mit „Haue,“ daß der arme Pfarrer mit seiner christlichen Weisheit allein bleibt, die wohl für ihn taugen mag, nicht aber für diese Gesellen, die mit ihrem Hammer die Weltkugel zerschlagen und die Stücke unter sich verteilen möchten. (Vielleicht hat dies Kapitel für Pfarrer Raumann einiges Interesse. Auf der untern Stufe hat er ja oft ähnlich erfahren. Auf der obern läßt der neue Verein tapfer und vorsichtig das „Christlich“ weg. Aber das wird immer noch nicht genügen, „denn, so sagt ein besserer alter Arbeiter zu dem betrübt nach Hause schleichenden Waldpfarrer, man muß mithalten, sonst schlagen sie einen tot. Wenn wir Arbeiter ein Hundeleben führen, so ist es, weil wir es uns selber so machen. Nicht die Arbeitgeber sind unsre Feinde, aber die Arbeiterführer sind unsre Tyrannen usw.“)

Man lernt bei Rosegger alles kennen, was diesem modernen sozialen Leben eigentümlich ist: Agitation und Streik, Brandstiftung, Zerstörung, Mord, gründliche Umwälzungen aller Lebensverhältnisse. Sein Buch ist viel weniger eine Dichtung, als ein aus reicher Lebenserfahrung hervorgegangenes Selbstbekenntnis. Wir meinen, daß es auch im Zeitalter des allgemeinen Stimmrechts von Wert sein müßte, zu wissen, wie ein Kenner über soziale Angelegenheiten denkt. Darum wünschen wir dem schönen Buche viele Leser. Sie werden außerdem des Poetischen viel darin finden, wie man das bei Rosegger gewohnt ist. Z. B. die reizende Katechismusstunde über den Himmel Seite 81. Indessen wir wollen das Buch nun zumachen, sonst müßten wir die ganze Stelle noch abschreiben. Aber es würde zu lang werden, und Abkürzen ist schwer, weil es um alles gleich schade wäre.

3. Für die Jugend

möchten wir aber doch auch noch ein paar Bücher empfehlen. An erster Stelle: Das Rechte thu in allen Dingen! Eine Erzählung für die Jugend und deren Freunde. Von H. Brandstädter, Verfasser von „Erichs Ferien.“ (Düsseldorf, August Bagel, [1896].) Das Buch ist wie geschaffen, vom Gynnasialten bis zum Tertianer aufwärts zur Weihnachtszeit gelesen, verschlungen zu werden. Man träumt in der Nacht davon: so beschäftigt einen die von edelster Begeisterung für das Rechte erfüllte, frische, teilweise geradezu dramatische Erzählung. Wie der vorm Jahre erschienenen Jugendschrift desselben Verfassers „Erichs Ferien,“ so fehlen auch der vorliegenden nicht die spaßhaften Personen (der mit dem Latein ringende, ehrsame Schuhmachermeister „Laudo,“ die drollige Mutter Schenk u. a.), die mit ihrem aus dem Leben gegriffnen Humor sehr erheitern wirken. Seine ostpreußische Heimat zur Winterzeit hat der Verfasser mit unverkennbarer Liebe und viel Geschick gezeichnet.

An zweiter Stelle stehe: Allerleirauh. Tiergeschichten für Kinder von D. Verbeck. Mit 39 Illustrationen von Ch. Votteler. (Leipzig, Fr. Wilt. Grunow, 1896.) Unsrer Leser kennen die Verfasserin aus ihren zuerst in diesen Hefen erschienenen Novellen, die dann zu Weihnachten vorm Jahre in dem dunkelroten Bande

in weitere Kreise drangen und ein Aufsehen erregten, wie es nicht viel neuen Büchern zu teil wird. Dies Jahr bringt sie keinen neuen Novellenband, aber sie hat sich in Allerleirauhs Mantel gehüllt und will sich zu den Kleinen setzen unter den Christbaum und ihnen erzählen. Und was sie weiß, ist so frisch, so drollig und amüſant, daß nicht nur die Kleinen in die Hände klatschen werden, sondern daß auch die Großen, die es ihnen vorlesen werden, dies nur mit Behagen werden thun können. Märchen sind es nicht; aus dem Märchen stammt nur der symbolische Mantel, die Geschichten sind theils lustige, theils sogar bittere Wahrheit. Es sind allerhand Erlebnisse, die die Erzählerin mit allerhand Tieren gehabt hat, die ihr im Leben begegnet sind. Zuerst die Hühnermutter, die der Frau Verbeck vertrauensvoll ihre Rücken in den Schoß legt; dann Jasso, der biedre Jasso, in dessen treuherziges Gesicht sich jeder Hundefreund verlieben muß, und der doch das heimtückische Kartell mit den Hühnern abschloß, daß diese ihm dafür, daß er sie aus seinem Troge fressen ließ, ihre Eier in die Hundehütte legen mußten, wo er sie fraß — es ist keine Satire auf den Reichstag, sondern eine wahre Geschichte —; dann die traurige Geschichte von den Vogelkindern, die mit einander erzogen werden sollten, aber sich unter einander umbrachten; dann die rührende Geschichte von der Hieze, die keine Hündin, sondern ein Hund war, ein ganz kleiner, außerordentlich intelligenter Teckel, der mütterlich nicht nur ein Häschen, sondern auch zwei riesige Jagdhunde aufzog und dann doch den für den Fuchs bestimmten Giftbissen fraß; dann Zochen, die kleine Spazewaise, die der Kanarienvogel Fritz großfütterte, und der dann treuer Hausfreund wurde und auch dankbar alle seine Kinder brachte, als er sich verheiratet hatte; dann Iglä, das echte Mufflon vom Lämmermarkt, aus dem ein wahres Schaf wurde; dann Jackson und Mungo, die beiden Affen, die ein bißchen stanken, aber natürlich interessanter waren als alle andern Tiere — eine Reihe von kleinen Lebensbildern, voll von Humor und Lustigkeit, aber auch von der Tragik, die ja leider der Verkehr mit unsern kurzlebigen Hausfreunden aus der Tierwelt mit sich bringt, und die jedes Kinderherz kennt. Beobachtet aber und erzählt mit der Schärfe und Lebendigkeit, wie sie — eben nur Frau Verbeck so einzig hat.

Die Bilder sind von einem gezeichnet, der ein ebenso offnes Herz für die Tierwelt hat, das sieht jeder auf den ersten Blick; der treffliche Botteler ist auch schnell eine Berühmtheit auf seinem Gebiete geworden. Hoffentlich werden bald viele junge Augen ihre Freunde Jackson, Zochen und die Hieze auf dem glänzenden Umschlagsbilde wiedererkennen.

Unter den reinen Bilderbüchern für die Jugend wird wohl dies Jahr den Vogel abschließen: Die Königin Luise. In fünfzig Bildern für Jung und Alt von C. Röckling, R. Knötel und W. Friedrich (Berlin, P. Kittel). Das Buch schließt sich an das im vorigen Jahr erschienene ähnliche Bilderbuch über Friedrich den Großen an, das nur die beiden erstgenannten Künstler geschaffen hatten. Diesmal ist noch Woldemar Friedrich zugezogen worden, um neben dem Männlichen, Soldatischen und Kriegerischen die zarte Weiblichkeit und Jugend zur Geltung zu bringen. Dadurch ist eine noch größere Verschiedenheit in die Bilder gekommen als bei dem vorjährigen Werk: Friedrichs Luise sieht natürlich ganz anders aus als Röcklings Luise und Knötels Luise. Doch haben sich die drei Künstler möglichst aneinander angegeschmiegt, sodaß die Dreierheit nicht gerade störend hervortritt. So ist denn im ganzen auch dieses Buch wieder ein sehr erfreuliches Werk. Es zeigt den Weg, wo die richtigen Stoffe für solche Bilderbücher zu suchen sind, und es zeigt auch den richtigen Weg für die Technik, in der sie herzustellen sind. Die fünfzig Bilder

sind ja nicht alle von gleichem künstlerischem Wert — eins, wie die junge Königin am Klavier, schmeckt bedenklich nach Töchteralbum —, und über die Wahl mancher Szenen werden wahrscheinlich Eltern und Lehrer ebenso geteilter Meinung sein, wie über den Stil des untergedruckten Textes (z. B. Prinzess Luise am Bette eines Scharlachkranken Dorfkindes, demselben (!) Märchen vorlesend, und ähnl.). Als Ganzes ist das Buch vorläufig ein weißer Rabe in unsrer Bilderbuchlitteratur. Wieviel gutes und schönes ließe sich auf diesem Wege noch schaffen, vorausgesetzt, daß sich nicht ein leichtfertiger Fabrikbetrieb der Sache bemächtigt, daß die geeigneten Kräfte mit Ernst und Liebe zusammenwirken. Heran, ihr „ersten“ Künstler, ihr, die ihr noch etwas mehr könnt als einen „Studienkopf“ zeichnen und ein „Plakat“ entwerfen; ihr, die ihr auch etwas gelernt habt in Geschichte, Landeskunde, Ortsgeschichte, Kunstgeschichte, Kostümkunde — hier ist ein weites, lohnendes Feld für euch! Haltet euch nicht für zu gut, eure Kunst in den Dienst der Jugend zu stellen, denn für die Jugend ist das Beste gerade gut genug.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Staatsgefährlich. Was sich über den Leckertprozeß sagen läßt, das ist ja wohl alles gesagt worden. Wir haben also nur anzugeben, welche Punkte uns am wichtigsten scheinen. Es sind ihrer zwei. Erstens, daß der Oberstaatsanwalt den Ausdruck Nebenregierung, der ja auch in hochangesehenen Blättern gestanden hat, für eine Majestätsbeleidigung erklärt. Darin sehen wir eine Veränderung der Sehrichtung der Anklagebehörde. Ihre Blicke sind bisher so ausschließlich nach links unten gerichtet gewesen, daß sie bedenkliche Erscheinungen in den rechts und weiter oben gelegnen Gegenden nicht bemerken konnte. Schon vor zwei und einem halben Jahre haben wir unsre Verwunderung darüber ausgesprochen, daß die Beleidigung untergeordneter Beamten so unachtsamlich geahndet werde, während sich das Konfortium Kaliban-Kladderadatsch und seine Verbündeten, die die höchsten Reichsbeamten nicht bloß beleidigten und noch über diese hinauszielten, der vollständigen Immunität erfreuten. Juristen antworteten uns mit der Gegenfrage, ob wir denn nicht wüßten, daß Beleidigungen nur auf Antrag des Beleidigten oder, wenn er ein Beamter ist, seiner vorgesetzten Behörde verfolgt werden können? Darauf haben wir erwidert, daß uns das nicht unbekannt sei, daß uns aber auch eine Anzahl von Fällen bekannt sei (wir könnten den damals erwähnten noch andre beifügen), wo der Staatsanwalt, weil ihm ein öffentliches Interesse vorzuliegen schien, noch vor Stellung des Antrags vorbereitende Schritte that, daß es sich aber bei jenen Angriffen auf die Regierung auch gar nicht um bloße Beleidigungen von hohen Beamten handelte, sondern um systematische Verächtlichmachung des Auswärtigen Amtes, und daß endlich, wo nur guter Wille vorhanden ist, das juristische „Mädchen für alles“, der „grobe Unfugparagraph“, willig zur Verfügung stehe. Wir sind sehr weit davon entfernt, die Denunzianten spielen zu wollen, denn wir halten häufige politische Prozesse für staatsgefährlicher als die Personen,